



Irmgard und Benno Rech

## Zum Gedenken an Erhard Bertel

Liebe Bezieherinnen und Bezieher von imprimatur,

diese Ausgabe unserer Zeitschrift widmen wir unserem Redaktionsleiter Erhard Bertel. Er ist an einem Krebsleiden am 04. Oktober 2014 verstorben. Bis zur vorletzten Nummer hat er noch die Redaktionssitzungen geleitet.



Die Kirche von Trier hat Grund zu trauern. Sie hat einen ihrer engagiertesten Seelsorger verloren. Wer ihm begegnet ist, der hat einen unermüdlich tätigen und hilfsbereiten, einen sich aufrichtig im Geiste des Konzils um die Kirche sorgenden Priester kennen gelernt.

Die Triebfeder seiner Lebensweise wie seines Handelns war von jesuanischer Art. Sie konnte ihn zu entschiedenen Auftritten bewegen, besonders wenn sich die Hierarchie, wie beispielsweise bei der Verurteilung Hasenhüttls wegen seiner Einladung von Protestanten zum Kommunionempfang, stärker noch bei den Missbrauchsfällen an Kindern durch Priester in Reglementierungen verlor und dabei die Erwartungen und Nöte der Menschen missachtete. Zur Ehepastoral schrieb er kürzlich: „Ehemissbrauch nannte man im Beichtstuhl das normale eheliche Zusammensein, ohne dass ein ausdrücklicher Kinderwunsch vorlag. Die legitime Freude der Eheleute an der Sexualität wurde ihnen vermiest.“

Die legitime Freude der Eheleute an der Sexualität wurde ihnen vermiest.“

Aufgrund solcher Erfahrungen ist er zum kirchenkritischen Journalisten geworden, der sich um eine genaue und ehrliche Sprache bemühte. Er war im Herbst 1968 Gründungsmitglied von imprimatur und hat in 47 Jahrgängen mit dafür gesorgt, dass, bei einer schwierigen Redaktion aus Mitgliedern mit unterschiedlichen kirchlichen Biographien, jährlich acht Nummern erscheinen konnten. Nach dem Tod von Hermann Münzel war er unser Redaktionsleiter. Erhard Bertel hat oft den Introitus geschrieben und als Gemeindeleiter den Fokus auf sonst übersehene Aufgaben in den Gemeinden gelenkt.

Er hat eine Reihe von Schreibenden für uns gewinnen können, die eine eigenständige und zukunftsorientierte theologische Position vertraten. Dass die Zeitschrift mit den Jahren im Ton schärfer wurde, hing mit der Unbeweglichkeit und Selbstherrlichkeit der hierarchischen Repräsentanten zusammen. Die Vision einer reformierbaren Kirche hat er sich nicht zerstören lassen. Eine bloß binnenkirchliche Orientierung hat er zeitlebens abgelehnt und beharrlich auf die Verantwortung der Kirche in der Gesellschaft aufmerksam gemacht, wobei er sich im Klaren war, dass das Gerechtigkeitsempfinden, was z.B. die Stellung von Mann und Frau angeht, in der demokratischen Gesellschaft höher entwickelt ist als in der Kirche. Bei seinem Organisationstalent hätte Erhard Bertel alle Chancen zum Ämteraufstieg gehabt. Aber ein so spontaner, unkonventioneller und ideenreicher Kopf wurde im kirchlichen Amtsgetriebe als störend zurückgewiesen.

Für die Messe zu seinem 70. Geburtstag hat Erhard Bertel sich als Lesung die Pfingstpredigt des Petrus gewählt. Als wir (Irmgard und Benno Rech) sie zunächst im Schott-Messbuch la-

sen, bekamen wir den Eindruck, es handele sich hier um eine Rede, die Petrus aus der Vollmacht seines Amtes heraus am Pfingsttag vor den Bewohnern Jerusalems gehalten habe. Im Schott-Text wird betont die Ich-Form gebraucht: „Achtet auf meine Worte“, heißt es am Anfang, und gegen Ende steht: „Ich darf freimütig zu euch reden.“ Als wir dann im griechischen Text nachgeschaut haben, fanden wir weder ein „ich“ noch ein „mein“. Im Original beginnt Petrus mit dem Aufruf: Israeliten, hört diese Worte! Und in der zweiten Anrede heißt es: Brüder, es muss erlaubt sein, offen zu reden. Nimmt man die abschließende Beteuerung dazu: Diesen Jesus hat Gott auferweckt, dafür sind wir alle Zeugen, so wird deutlich, dass Petrus im Namen des versammelten Jüngerkreises spricht, zu dem auch die Frauen und Maria gehören. Er kehrt nicht, wie der Text im Messbuch nahe legt, seine eigene Autorität hervor, sondern er versteht sich als einer, der den Glauben der ganzen Versammlung zum Ausdruck bringt. Er vertritt ihre Auffassung von der Schrift und ihre Deutung der Osterereignisse. Es ist also der Glaube der Gemeinde, den Petrus hier verkündet. Genau das war auch die Gesinnung Erhard Bertels. Er hat einen solchen Gemeinschaftssinn von sich wie von den kirchlichen Amtsträgern erwartet, ja gefordert.

In der Erzählung aus dem Nachtrag des Johannesevangeliums von der Erscheinung des Auferstandenen am Seeufer hat Jesus bereits ein Feuer angezündet und Fisch und Brot zum Essen vorbereitet. Jesus weiß, was seine Freunde brauchen, einen guten Fang und eine Stärkung nach einer harten Nacht. Auch Erhard Bertel hat, wie wir uns alle erinnern, die elementaren Bedürfnisse seiner Mitarbeiter nie außer Acht gelassen. Er hat öfters zum Essen und Diskutieren in seinen Perler Garten eingeladen. Die Redaktion traf sich dort jährlich im Spätsommer.

Beide biblischen Texte sind geschrieben in einer schwierigen Umbruchszeit. Die von Jesus begeisterten Frauen und Männer müssen einen Weg finden, wie Jesu Botschaft und das neue geschwisterliche Gemeinschaftsgefühl ohne ihn für die nächste Zeit zu bewahren sind. Auch wir erleben in der Kirche eine Zeit des Umbruchs. Die rückwärtsgewandte Ära Johannes Pauls II. wie Benedikts XVI. ist zu Ende, wenn auch der „Apparat“ weiter in alten Bahnen denkt. Welche Ausrichtung Papst Franziskus der Kirche auch geben kann, wir werden hier in Europa weitersuchen müssen nach einem Weg, welcher der Entwicklung von der Volkskirche hin zur Kirche der kleinen Gemeinden gerecht wird. Erhard Bertel hatte sich bereits auf diesen Weg begeben. Er fand in den gehörten Zeugnissen Orientierung zu Entscheidungen, auf die es ankommt. Petrus isoliert sich nicht durch einen Amtsanspruch von seinen Mitchristen. Er spricht aus der Mitte des Denkens und Empfindens der alleingelassenen, sich neu orientierenden Gemeinde. Er widersteht damit der Versuchung, sich zum Gefolgschaft heischenden Führer von Verunsicherten aufzuspielen. So war auch Erhard Bertels Verfahren: Statt selbstherrlich loszulegen, hat er sich vor seiner Entscheidung zum Handeln zusammen mit den Schwestern und Brüdern im wechselseitigen Gespräch des gemeinsamen Zieles vergewissert.

Natürlich braucht eine Großkirche daneben eine Ämterstruktur, aber diese wurde für lange Zeit zu Ungunsten der Kirche vor Ort überbewertet. Dynamisches Gemeindeleben jedoch entfaltet sich von unten, aus der gesprächsbereiten Gemeinschaft, deren Mitglieder wohlwollend einander zugewandt bleiben, und daraus ihre Arbeitsimpulse gewinnen.

Erhard hat das schon früh gewusst. Vor fast 40 Jahren hat er in einem Rechenschaftsbericht über sein Verständnis vom Priesterberuf zwei Arten seines Engagements hervorgehoben. Er wollte „Menschen zusammenführen, die verschiedenen Generationen angehören, unterschiedliche Berufs- und Lebenserfahrung haben und die sich Lebenswichtiges mitteilen. Das gemeinsame Lesen der Bibel ist für diesen Vorgang von besonderer Bedeutung.“ Und er sah es als seine Aufgabe an, Menschen aus der Isolation und der Sprachlosigkeit herauszuholen. „Man erwartet vom Priester, dass er nicht so schnell sprachlos ist, gerade auch dann nicht, wenn es Erfahrungen von persönlicher Schuld, von verzweifelter Situationen im Familienleben zu bewältigen gilt, oder wenn es um die Suche nach einer Lebensperspektive, um die Konfrontation mit dem Tod geht.“

Das, was er damals formuliert hat, ist nicht Programm und Vorhaben geblieben. Erhard hat geplant und gehandelt. Wir nennen als Beispiele das „Café Klatsch“, die Wärmestube für die Obdachlosen und Drogenabhängigen im Winter, die ökumenische Sozialstation, die Krankenwohnung und die innovative Einrichtung „Urlaub von der Pflege“. Irmgard und ich haben es selber erfahren, wie entlastend und segensreich Urlaub von der Pflege für die Pflegebedürftigen wie für die pflegenden Angehörigen war. Unsere Oma kam jedes Mal aufgeheitert und gut erholt nach Thalexweiler zurück, und auch wir waren wieder bei Kräften. Er hat „donum vitae“ ideell und tatkräftig unterstützt. Und seit Gründung des Marienburger Kreises in der AGP war er bis zu seiner Auflösung dessen engagierter und bundesweit renommierter Sprecher.

All diese Projekte waren nur möglich, weil er es verstanden hat, viele Professionelle wie Ehrenamtliche zu gewinnen. Uns beide hat er z.B. als Eheleute und Erzieher zusammen mit den Eltern in die Vorbereitung der Kinder auf die Erstkommunion mit einbezogen. Obwohl er schon damals „zwei Pfarrer“ war, wie er es ironisch ausgedrückt hat, also zwei Großstadtpfarreien (St. Michael und Thomas Morus) zu betreuen hatte, suchte er eine Überforderung des Priesters zu vermeiden, denn sie mindert die Qualität der Seelsorge. Darum hat er von Anfang an die eigenständige Laienarbeit gefördert und wertgeschätzt. So konnte er sich auch Freiräume erhalten, sich um die Not einzelner zu kümmern. Natürlich geschah das alles im Spannungsfeld zwischen den Erwartungen und Forderungen der Bistumsleitung und den Bedürfnissen, die sich aus den Gemeinden ergaben. Er hat sich entschieden, dem Verlangen der Menschen vor Ort den Vorrang zu geben vor den Vorschriften aus dem Generalvikariat. Seine stabile Haltung, die dazu notwendig ist, hat er gewonnen aus den vielen Gesprächen sowohl mit Gleichgesinnten wie mit Fernstehenden, mit Jungen und Alten und immer auch mit denen, die ihn angegriffen haben.

Er hat es nach seinem Ausscheiden aus dem Pfarrdienst bewusst vermieden, sich gleich in neue Verpflichtungen zu stürzen. Er war nicht mehr der Liturgen am Altar, sondern saß mit den andern Gläubigen im Kirchenschiff. Wie wichtig diese Zeit der Besinnung für ihn war, darüber hat er mit uns gesprochen. Er hat sie erlebt als einen befreienden Perspektivwechsel. Ihm wurde bewusst, wie stark die Priesterrolle zu festen, einengenden Seh- und Verhaltensweisen führt. Worte, die ihm früher selbstverständlich über die Lippen gingen, brachten ihn jetzt zu einem Nachdenken neuer Art. Als dann die Bitte des Trierer Bistumsblatts Paulinus kam, die sonntäglichen Lesungen zu kommentieren, konnte ihm wie dem Paulinus nichts Besseres passieren. Er konnte mit dem neuen Blick von unten vordem unbeachtete Schätze der Bibel entdecken, die Paulinusleser bekamen eine nahrhafte Kost. Nahrhafte Kost waren auch seine Morgenansprachen am saarländischen Rundfunk, die er über Jahrzehnte gehalten hat.

Er hat sich zu vielen Änderungen in seinem pastoralen Wirken herausfordern lassen. Es hätte weiterhin Anforderungen an ihn gegeben. Bei seiner Tätigkeit für „Donum Vitae“ hat er großen Sachverstand zum Nutzen der Projekte eingebracht. Die geschrumpfte Gemeinde, das war seine Vorstellung, verlangt nach einer intimen, persönlichen, partnerschaftlichen Seelsorge. Dazu brauchen beide Seiten eine große Aufmerksamkeit füreinander, die Bereitschaft aufeinander einzugehen und das Wagnis, den persönlichen Glauben wechselseitig mitzuteilen. Er hatte mit einer solchen geschwisterlichen Pastoral, wie sie in der Apostelgeschichte von Petrus berichtet wird, die Gottesdienstbesucher bis zu seinen letzten Eucharistiefeiern aufgebaut.

Dass er stark war im Werben für seine Ideen, das haben wir an ihm bewundert, er konnte es sogar in der Nachgiebigkeit sein.